

In der Lebenskammer des Korns.

Mit unerlöschlichen Feuern flammte Morgen für Morgen das lebenspendende Gestirn über dem wogenden Ranz der Weizenweiten aus dem Horizont. Da sinkt es eines Abends in bleiblaues Wellengraß unter in einem Vulkan, der Donner und Blitzeislangen spuckt.

Glatt liegt das Getreide am anderen Morgen am Boden — wie hingemäht . . .

Ueber die roten Geranien seines Fensterbretts guckt der greife Bauer mit niedergezogenen Vorhänden . . . aber bald hat er doch wieder die Pfeife an dem letzten „Reichhahn“ in der Mundede: die Palme sind ja noch grün . . . und grün ist die Hoffnung!

Ja, das ganze Gewimmel von Palmen ist nach zwei Tagen schon wieder aufgestanden, aber Zwergs sind's geworden! Ich beschau's mir. In den Boden gerückt sind sie nicht. Aber wie Peter in der Rot knien sie, knien mit geknickten Gelenken.

Hier in den Gelenken, da ist der schwache Palm ein Kiese und ein Weiser. Hier in dieser Zone baut er Nacht für Nacht viele hundert Zellen in das schwankende Gebäu seiner dünnen Röhre; hier ist er so schwach zugleich wie ein Reugeborenes, das hilflos in den Gelenken umknist. Aber er preßt etwas wie einen Geradenhalter um die Partheit seiner lebensschaffenden nützlichen Werkstatt; die starre, grüne Blattstippe, die wie die Messinghülle am Bruch der Schirmstange wickelt. Und so kann er unbefrucht, daß ihn die Blitzeislangen und Sturmschnäuber in der Gewitternacht ineinander knien könnten, ruhig in seiner Werkstatt arbeiten, in der „interkalaren Vegetationszone“, wie der ägyptische Botaniker sagt.

Ruh, der Urmelster hierhin ist ein Hypermoderner, ein Künstler der Arbeitsteilung, ein Baumeister sondergleichen: er hat schon das Dach auf dem Haus, da baut er noch neue Zimmer und neue Pfeiler fast zur ebenen Erde, im ersten Stod, im zweiten Stod. Ueberall. Die Lehre schwankt schon hoch im Licht dem Reifen der Glusonne entgegen, da wirkt noch unermüdet der nächtliche Arbeiter, sie noch höher auf dem Zitterbau des Palmes ins warme Strahlen des Gestirns emporzutragen. Unermüdet: denn er hat nur ein paar heiße Sommermonate zum Schaffen.

Das kleine atmende Korn würde vergebens die Kammer seiner Lebenswunder erschlossen haben, wenn die Lehre erst gebaut werden sollte, da der Palm fertig wäre.

Das kleine atmende Korn ist mit mir verwandt, mit dem Vornehmsten der Erde. Es atmet wie ich, wenn auch nicht mit stürmisch auf- und niederschwellender Brust.

Ein kleinstmögliches Erdenwesen, ein weislichster Verwandter von uns, mag uns als Begleiter dienen. Ein winziger Wassertrampeler, fast noch kleiner als das graue Gerstenkorn. Er trampelt in unseren Tümpeln aus einem Wassertropfen in den anderen, wenn unsere Wipette hinter ihn gerät. Copepode nennt er sich mühslich, wenn er humoristisch mitteilend gelaunt ist: „Ruderfährer“. Er ist nicht so schwermütig, durch besondere Lungen zu atmen: einfach durch die ganze kristalline Bewegung seiner zierlichen Existenz atmet er, durch einen Panzer, der dünner ist als „die Riemenhaut größerer Strebie“.

Das tote Gerstenkorn sollte so atmen? Die Glaskuppel vor mir, unter der kein Atem mehr durchdringen kann, da sie auf öligen Gummi klebt, beweist es! Ein Licht brennt in ihrem gläsernen blühenden Gewölbe — feierlich still, unregelmäßig, wie hoch am Altar in der Morgenfrühe. Mehrere Stunden flammte es so feierlich — dann auf halbem weichen Stumpf wird es plötzlich fahl, müde, klein, zuckt, flackert, wie ein nach Lust hauchender Vogel, und erlischt, verglimmt.

Die Gerste liegt währenddessen schon im Wasser — einige Hand voll — um sie etwas quellen zu lassen, daß ihr Atem etwas sichtbar werde für unsere stumpfen Maulwurfsaugen. Eine neue Kerze ragt unter dem Kristall der Kuppel. Die Körner liegen ringsherum auf dem Boden: wie ein altrömisches Zeresopfer. Noch kein Viertel des bleichen Schafes ist von der gelben Flammenzunge verzehrt, da sinkt sie schon nieder, wie die Flagge am Naht des Lebens. Die Luft ist tot im Innern: der Sauerstoff, das Lebenselixir verschluckt — schon auf dem ersten Viertel: Die Getreidekörner haben es verzehrt.

In einem verrosteten, austrangierten Vogelforb quakt ein Sommerpach in meinem Gartenzimmer, und eine Maus ist sein nicht alltäglicher Gesellschafter. Beide hinein, mit unter die Kuppel — und die Kerze wieder angezündet! Der Spag guckt ängstlich nach der Flamme hinauf und quetscht sich gegen den gelben Gummiring unten. Die Maus knabbert an der Gerste, dann am Stearin, ganz

gemütlich, schnuppert mal nach dem Leuchten hinaus, blinzelt mit den klugen Augstippen. Der Spag hockt auch bald behaglich bei der Gerste. Wöglich werden sie unruhig, rennen umher. Wöglich, wie auf Kommando — beide! Die Maus will am Glas empor, raft das Häufchen Gerstenkörner durcheinander. Der Spag fliegt gegen die Scheibe an. Er wird mit meine kostbare Kuppel zerkratzen. Mit entsetzender Angst rasen sie zuletzt durcheinander, Spag und Maus, die Flamme oben macht ein Fragezeichen, klammernd, müde. Der Spag häck mit offenem Schnabel, er liegt vornüber, wie sterbend, die Augen quellen ihm heraus — ich halt's nicht mehr aus, ich reiße die kristallene Todeskammer empor. . . .

Ein lebendiges Wunderwerk, ein mit Atem begabtes, ist jedes Körnchen. Der wahnsinnig vergrößerte Durchschnitt eines Weizenkorns, im Umfang etwa eines durchschnittlichen Brötchens, gibt auf der Mikrophotographie mit den unglaublich feinen Verzweigungen des Plasmenwerts von Linien, die die durchschnittenen Zellwände bezeichnen, mit den leitenden Kanälen, die sich durch diese wieder hinziehen, mit den besonderen Zellen für Reservebeiwirk, mit den Stodwurzeln von Zellen in der Kleberschicht und endlich mit der Frucht- und Samenstiele. Eine schauerliche Abnung, welches Lebensmysterium in der engen Kammer eines kleinen Getreidekorns schlummert.

Dringen wir nicht mit unermesslichem Geist in den Kern des Kernes, mit den viel plumperen mechanischen maschinellen Verfeinerungen unserer Mahlvorrichtungen, schälen wir den Kern des Kernes heraus, die Seele des Mehles, den stäubenden Lebenshauch. Wir sondieren Kleie und drei, vier verschiedene, verschieden feine Mehlsorten aus ein und dem gleichen Korn, aber wir bekommen schlechte Jähne, schlechte Kerben dabei.

Ich stehe im Museum in der Invalidenstrasse, habe einen Jahrtausende alten Menschenködel vor mir. Dies Prunkgebiß! Diese Klarheit, diese elenbeinerne Sauberkeit, diese Unberührtheit! Und die Kleie? — halb zerfallen — halb weg! Zweifellos: dieser Arbeiter der Mensch hat seinen klappernden silberreichen Mahlmahlsten gefolgt, hat jenes Seidentuch nicht gefolgt, durch das die Seele des Mehles, der stäubende Lebenshauch durchdringt und eingefangen wird. Mit dem Mahlaparat, dem Jahrtausende überdauernden, hat er die rote Gerste, den harten Hafer zermört, hat sich nicht mit weislichem gekochtem Vrei um die Gesundheit seiner Jähne gebracht, hat die Kleie gleich mit hinuntergeschlungen und sich so mit den daran liegenden Nährsalzen nicht um die einfachste Kost der Kerben gebracht, die wir heute mit den geradezu verschwendend und überschüttenden, nichtsnutzigen Kerbenmitteln vergebens aufzupäppeln suchen.

Ho polemios pater panton! — irgendwo sagte es der nicht zu den Dummköpfen zu zählende Demosthenes: der Krieg ist der Vater von . . . von . . . vom Jange! Ich kann es nicht besser wiedergeben — ja, auch von den Kerben — so absurd es klingen mag. An einer Stelle der Front waren alle Getreideforten „verpulvert“, aber Hafer war noch da. So bud man ein ganz abnormes Haferbrot für die Schützengräber, und dieses Brot ist ihnen ganz abnorm bekommen. Ich will auch nicht zu eingehend das Hafergeheimnis darlegen, um nicht gleich alle „Kerbenmittel-Industrien“ laput zu machen. . . . Ich kenne einen fünfzigjährigen — er war eine Kerbenruine, verelendet, verkommen, eine Kerbenmumie, die große Ähnlichkeit mit der Mumie Panoses II. zu bekommen begann: er wurde ein sogen. „Haferpatient“, — heute gehört er einem Sportklub an, nennt sich wohl spafhaft „Kerbenpatient a. D.“ und beweist mit seiner unwillkürlichen Laune, daß ihn fürwahr der Hafer sticht.

Denn um seine Ernte besorgten Landmann sticht der Hafer nicht, wenn aus den Weiden seiner Roggenfelder ein kleines schwarzviolett schimmerndes Hörnchen sticht. Mutterkorn heißt die Bestie. Mag sie im Mittelalter ganze Prozessionen auf die Reine gebracht haben, mag sie denen, die sie behaglich im Brot mit zur Verdauung gelaufen hatten, die Hände, Rufen, Finger haben abfallen lassen im häuslichen Brand, mag sie ihnen die Gehirnzellen in Zofschützellen und die ewige Ordnung der Vernunft in blöden Instinkt verwandelt haben — das alles ist bitter wenig interessant gegenüber den Sauggöttern, mit denen sich diese Bestie ernährt. Es sind ähnliche Sauggöttern, wie sie der menschliche Darm in sich hinein-saugen läßt, um ebenfalls die Nahrung damit aufzulösen. Die Götter, die die Lehre verworfen, sind ähnlich wie jene, die der zarteste Embryo im Weizenkorn sendet, um seine ersten feinen Säfte und Kräfte aus der „Lebenskammer“ des Innersten zu saugen. Aus haarfeinsten Schläuchen besteht das scutellum, das Schildchen, neben dieser Lebenskammer — aus Zotten, die die letzte Verwandtschaft alles Atmenden auch hier abhaken lassen.

Am folgenden Tage traf José mit unseren Koffern auf dem Bahnhof von Ocotlan ein. Stuart fuhr gleich nach Oaxaca ab, da ihn alle meine Ueberredungskünste nicht zu bestimmen vermochten, mit mir zu Dickinson zu gehen. Und ich mußte ihm im Grunde meines Herzens recht geben.

So ritt ich allein mit José nach Taviche zurück. Als ich dem braven Burschen mein Pferd, das ja dem Imparcial gehörte zurückgab und ihm zum Abschiede die Hand drückte, standen ihm die blanken Tränen im Auge. Doch wenigstens ein Mensch, der mein Scheiden aus dieser Wüste bedauert. Ach, ich fühle jetzt erst, wie starke Wurzeln man in zwei Jahren selbst in dem steinigsten Boden dieser Wüste schlagen kann!

Dickinson sah gerade mit Frau Jane beim Mittagbrot, als ich eintrat. Ich nahm am Tisch Platz und bekam gastfreundlich meinen Koffer vorgelegt.

Und da ich annahm, daß die neueste Entwicklung der Dinge auch Frau Jane aus mehr als einem Grunde interessieren würde, begann ich gleich zu erzählen.

Dickinson meinte schließlich:

„Schön finde ich das Vorgehen Ihres Herrn Partners nicht — aber I l u g, sehr lug. Man kann seiner Rücksichtslosigkeit sicherlich nicht die Bewunderung versagen. Vom Tage an, da er sich mit Ihnen vereinigte, war er entschlossen, seinen Partnern den Stuhl vor die Türe zu stellen — und die erste günstige Gelegenheit hat er meisterhaft bis zum äußersten benützt!“

Ich meinte dagegen, daß es darauf ankäme, diesem Streiche möglichst lug zu begegnen, und ich besprach unsere diesbezüglichen Pläne und Ausichten.

„Mit der A. G. M. L. kann ich Ihnen nicht helfen, fürchte ich. Der Vertrag mit dem Imparcial lautet dahin, daß dieser die Bauleitung zu stellen hat, ohne die Person festzusetzen. Wenn ein Herr Powell einen neuen Mann präsentiert, können wir anderen erst nur dann etwas machen, wenn es sich erweist, daß der Betreffende nicht kompetent ist. Und Herr Powell weiß das ebenjotzt wie wir und wird sich danach richten!“

„Dann bleibt uns weiter nichts übrig als die Versteigerung — und wir rechnen auf Ihre Hilfe, Herr Dickinson!“

„Soweit ich helfen k a n n, werde ich Ihnen helfen. Aber, wie Sie selbst wissen, muß bei der öffentlichen Versteigerung der Gesteinspreis in bar erlegt werden. Und wenn ich auch annehme, daß Powell sich die Maria Carmen nicht entgehen lassen wird, so kann ich mit meinem Gebote nur so weit gehen, als ich im Ernstfalle zu zahlen vermag. Daran wird es aber hapern! . . . Sehen Sie, ich besitze alles andere, nur

Das Stadtbild von Riga.

Der Deutsche, der Riga zu Wasser oder Lande naht, empfängt den Eindruck einer alten „Hansastadt“. Besonders der Hafen erinnert mit den Umriffen der vielen mittelalterlichen Kirchen und Profanbauten im Hintergrunde an unsere schönen Ostseestädte. Betritt man die Altstadt mit ihren engen Gassen und kleinen Plätzen, so wiegen einermäßen die „um 1800“ entstandenen Bürgerhäuser vor, auch diese in enger Verbindung mit dem Mutterlande. An diesen Stadtbildern wurden heute Vorstädte angegliedert, als ungefähr vor 50 Jahren ein zaristisches Machtwort die alten Festungswerke fallen ließ. Manches Gute und Alte wurde niedergehauen und durch große Meis-lafernen der bekannten Gründerperiode ersetzt. Die aus ihrer Ruhe in eine neue Zukunft hineingeworfenen Bürger Rigas wuchsen aber bald aus anfänglichen Räten eine Jugend zu machen. In beiden Seiten des alten Festungsekanals entstanden zwischen der Altstadt und den älteren Vorstädten blühende Parkstrassen, an die sich die breiten, allegeheimlichten Boulevards anschließen. Hier steht das in edlem Schmuckstil gehaltene Deutsche Theater, an dem einst Richard Wagner und Karl Eduard Solle gewirkt haben.

Die jüngste Architektengeneration Rigas hat ihre Meister auf Deutschlands hohen Schulen gesucht. Die Einfuhr und Selbstbestimmung, die Deutschlands Baukunst im vergangenen Jahrhundert auszeichnet, läßt an der Riga durchgebildetes erstehen.

Wo jetzt seit mehr als 700 Jahren Riga steht, eröffneten westfälische Kaufleute fliegende Märkte. Ihnen folgten sächsische Handwerker. Im Jahre 1201 gründete der deutsche Bischof Albert eine Stadt, deren Schutz der Schwertbrüder-Orden übernahm. Die älteste Kathedrale des Landes, der Dom zu St. Marien, ist eine Stiftung desselben Bischofs Albert. Die dreischiffige Hallenkirche, in ihren wesentlichen Teilen romanischen Stiles, mit gotischen Umgestaltungen und einem Kreuzgang im Übergangsstil, ist eine der frühesten und besten Schöpfungen unter den nordischen Backsteinbauten. Das eigentliche Wahrzeichen der Stadt ist aber die große, gotische St. Petri-Kirche mit ihrem 135 Meter hohen Turm und Kapellenreihen Chorumgang. Wie die ersten Pläne zum Riga'schen Dom auf den Braun-schweiger Dom zurückgehen, so weist das schöne Fragment des Chorumgangs in der Petri-Kirche auf den Dom von Schwerin und die Zisterzienserabtei Doberan hin. Als zwei weitere geistliche Zeugen aus jenen ersten Jahren der alten Stadt sind noch die Johannis- und Jakobus-Kirche erhalten. Gegenüber dem schönsten Rathaus, dessen reiche Bibliothek einst unter J. W. Herbers Verwaltung stand, erhebt sich Rigas ältestes und prächtigstes bürgerliche Gebäude, das Haus der „Schwarzen Häupter“, eine malerische Durchdringung von Gotik und niederländischer Renaissance. Der Landmann aus den deutschen Schwertstädten der Hanse weiß hier gleich Bescheid. Dieses Kunstwerk, einst der „Arthus-Hof“ genannt, ist ein Niederstich jener mittelalterlichen Auffassung, die in der Gemein-samkeit die beste Form des religiösen und politischen Lebens der einzelnen erblickte. Unvergleichliche Kaufleute, Schiffer und Goldschmiede taten sich zusammen, stifteten in den Kirchen Altäre, ließen für verstorbene Brüder Reffen lesen, geleiteten die deutsche Ware bewaffnet von Ort zu Ort und gaben dann ihrer Lebensfreude bei den „Trinken“ im Arthushof sichtbaren Ausdruck. Die „Kompanie der Schwarzen Häupter“ der Hanse entstammt dem Anfang des 15. Jahrhunderts und verbandt ihren Namen ihrem Wappen, dem Mohrentopf des heiligen Mauritius.

Die furchtbaren immer wiederkehrenden Kriegezeiten der folgenden Jahrhunderte mit ihren wechselnden Eroberungen durch Polen, Schweden und zuletzt Russen waren der Riga'schen Entwicklung nicht günstig. Erst um die Wende des 18. Jahrhunderts tritt ein bedeutenderer baltischer Architekt hervor, Christoph Haberland, der Sohn eines eingewanderten Schafers, der seinen Stil wohl an der 1703 gegründeten Dresdener Akademie für Baukunst ausgebildet hat.

Bis zum heutigen Tage ist es den Russen nicht gelungen, ein nationalrussisches Stadtbild von Riga zu schaffen, und wenn russische Offiziere und Beamte aus dem Innern des großen Reiches in die Ostseestadt kommen, sagen sie erstaunt: „Eto soworschennno jewropejski gorod“ (Das ist ja eine ganz europäische Stadt).

Kleines Feuilleton.

Neue Erwerbungen der Nationalgalerie.

In der Seemannschen „Zeitschrift für bildende Kunst“ macht G. J. Kern von der Berliner Nationalgalerie Mitteilungen über

kein bares Geld; wenn ich meine sämtlichen Bankguthaben einziehe, bekomme ich kaum fünfzigtausend Pesos zusammen, und dabei darf ich mich nicht einmal ganz entblößen! Damit wird Ihnen aber kaum gedient sein!“

„Stuart und ich haben das auch wohl bedacht; aber Sie werden sich doch wohl ein wenig Geld zu diesem Zwecke leihen können; Sie sagten ja selbst, daß es gar nicht so schwer sei, für das Tal von Oaxaca Kapital zu finden, viel leichter als vor einigen Jahren. Stuart und ich werden uns ja vertraglich verpflichten, Ihnen die uns bei der Liquidation zugefallenen Summen sofort gegen Rückgabe unserer Anteil-scheine zurückzuerstatten!“

„Aber trotzdem würde das erst siebzigtausend Pesos machen; Sie wollen aber vermutlich weit mehr geboten haben?“

„Wir müssen mit dem zufrieden sein, was wir bekommen. Allerdings, je zehntausend Pesos für Stuart und mich sind nicht viel, jedoch erhielt ich damit wenigstens meine Voreinlage zurück. Aber eine gelungene Anleihe wird Sie ja in die Lage versetzen, mit Ihrem Angebote weit höher zu gehen.“

„Eine gelungene Anleihe — jawohl! Aber selbst bei einem Angebote von siebzigtausend Pesos müßte ich wenigstens dreißigtausend Pesos borgen, und das ist doch nicht so ganz leicht!“

Da mißte sich Frau Jane mit einem Male in das Gespräch:

„Du mußt das Geld finden, Richard; Du wirst doch nicht ruhig mit ansehen wollen, wie unsere Freunde beraubt und vertrieben werden!“

Dickinson sah seine Gattin ein wenig erstaunt an:

„Ich will ihnen ja helfen, aber selbstverständlich nur soweit ich kann!“

„Dir sind doch die guten Angebote für die Aktien der Exelior-Gruben gemacht worden; verkaufe sie, dann hast Du gleich Geld!“

„Du weißt, Jane, ich darf nicht mehr verkaufen, wenn ich der Herr meines Besizes bleiben will; die Majorität darf ich mir nicht nehmen lassen!“

„Ein wenig kannst Du immer noch hergeben! Und wenn etwas fehlt, reise ich nach Boston, zu meinem Vater, der wird mir schon helfen. Ueberhaupt — ich habe einen heimlichen Wunsch — ich möchte mich selbst einmal an einer Grube beteiligen. Du stellst mir die Gelder zur Verfügung, die Du einst von mir erhalten hast, und was fehlt, hole ich von meinem Vater! Nicht wahr, Richard, Du hilfst mir dabei?“

Dickinson lachte. (Fortf. folgt.)

Die Erweckung der Maria Carmen.

61] Von Ludwig Brinkmann.

Das leuchtete mir denn auch ein, und bald waren wir unterwegs.

Wiederum ein trauriger Abschied wie wenige Tage zuvor vom Berge; wir gaben als Besiegte, Enttäuschte unser Werk auf, das alle unsere Hoffnungen für fast zwei Jahre verkörpert hatte, ließen unsere teure Maria Carmen zurück, die unser ganzer Lebensinhalt geworden. Und doch war es mir leichter, von dem Minenhaus, das ein Leben harter Arbeit bedeutete, von dem fahlen Berge zu scheiden, dessen Inneres von so feindlichen, düsteren Mächten gefahrvoll beherrscht war, als des Hochgebirges luftige, klare Höhen für immer zu verlassen. Auch war ich nicht so namenlos einsam, wie damals — war ich doch mit dem Freunde vereint, den ein gleiches Schicksal traf. Wahrlich, geteiltes Leid ist halbes Leid!

Die Richter brannten bereits in Taviche, als wir an Dickinsons Hause vorbeikamen. Stuart drängte zur Eile weiter, als ich vorschlug, auf einen Augenblick einzutreten und mit dem Freunde die unerwartete Wendung der Dinge zu besprechen.

„Du weißt, es darf nicht sein, Lewis; ich k a n n nicht! Und heute wirst Du mich nicht allein lassen, nicht wahr?“

Ich gab widerwillig nach.

„Aber,“ fügte ich hinzu, „morgen werden wir doch dahin müssen. Du weißt, ich habe Verpflichtungen der A. G. M. L. gegenüber und muß mit Dickinson sprechen. Und andererseits: wenn die Maria Carmen zur öffentlichen Versteigerung gelangt, brauchen wir einen zahlungsfähigen Bieter, der den Preis in die Höhe treibt. Es ist ja sicher, Powell wird sich seinen Besitz nicht entgehen lassen, aber Dickinson muß bieten! Und darum haben wir ihn zu ersuchen!“

Stuart schien das auch einzusehen; aber er antwortete nichts darauf, und wir setzten unseren Ritt schweigend fort.

Es war schon spät am Abend, als wir in der elenden Schenke zu Ocotlan eintrafen, wo Mann und Kof für eine Nacht Unterkunft finden sollten. Wir aßen ein wenig, rauchten noch eine oder zwei Pfeifen Tabak und gingen in das einzige Bett, das frei war. Wir lachten dabei hell auf, als wir an die Zeiten fröhlicher Wanzenjagd in Stadt Mexiko, in der Calle de Zuleta 15 altos bei unserer wackeren Witwe Eusebia Rodriguez dachten. Und wir malten uns das verdunkelte Gesicht Powells aus, der sicher auf unsere Rückkehr wartete. —

einige Neuverwertungen dieser Sammlung, die künstlerisch und kunstgeschichtlich von besonderem Werte und Interesse sind. Dazu gehört zunächst ein vorzügliches Bild von Karl Spitzweg's Frühzeit, die in den Sammlungen überhaupt sehr selten vertreten ist. Es heißt "Der Liebesbrief" und erzählt eine bezeichnende Episode der Verbindung einer miniaturartig durchgeführten Freilichtmalerei mit einem gegenständlich-novellistischen Motive. Im schattigen Winkel des Gartens haben Mutter und Tochter Schutz vor den heißen Sonnenstrahlen gesucht. Die Alte ist eingenickt, da taucht über der Gartenmauer der Kopf des Briefboten auf. Die Tochter mahnt ihn mit erhobener Hand zur Ruhe und der Bote antwortet stumm, indem er den Hut lüftet und den Brief zeigt. Die Gruppe der "intimen" landschaftlichen Studien und Bilder aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erfährt eine Bereicherung durch den Ankauf einer Leihung aus einem von Olivenbäumen bewachsenen Gange von Karl Steffens vom Jahre 1848. Es ist das einzige bisher bekannt gewordene Bild, das Steffens Zusammenhang mit seinem Lehrer Bleken befindet, zugleich ein schönes Zeugnis der Begabung Steffens für die Landschaftsmalerei. Als ein vorzügliches Bild, das gleichwertig neben die besten Werke der besten französischen Maler der achtziger Jahre gestellt werden kann, ist das 1879 entstandene Bildnis im Hofe des Invalidenpalastes zu Paris von Louis Kollitz zu bezeichnen, ein Bild, das durch und durch malerisch, in großem Zuge und mit vollendeter Mächtigkeit aufgeführt ist. Goya und Manet scheinen dabei Bate gestanden zu haben. Den Beschluß der Neuverwertungen macht ein Entwurf Schiders zu einer Bauernmahlzeit. Schider, dessen Bild in der Kunstgeschichte noch schwankt, war gleichwohl ein Schüler Ramberg's, knüpfte mit Leibl eine enge Freundschaft an und heiratete seine Nichte. Auch künstlerisch ist er ihm, wie die Erweiterung der Nationalgalerie zeigt, nahegetreten. Schider's Bilder, besonders die zwischen 1873 und 1876 in München entstandenen, haben damals großes Aufsehen erregt: Manart pfliegte diese tonigen Freilichtbilder als "Schweinsfoteletten mit Spinat" zu bezeichnen. Die Zeit war für den Maler und seine Ziele noch nicht reif, und dann hat seine Leichtigkeit in Basel Schider ziemlich früh der Kunst entzogen. Heute stehen wir mit froher Bewunderung vor den reichen und feinen malerischen Qualitäten der Bauernmahlzeit, die jetzt in den Besitz der Nationalgalerie übergegangen ist.

Wiederaufnahme des kulturellen Zusammenarbeitens nach dem Kriege.

Das "Svenska Dagbladet" veröffentlicht drei neue Antworten auf seine Weltumfrage über dieses Thema. Bemerkenswert ist die Ansicht des englischen Mathematikers Bertrand Russell. Er sagt: "Die Wiederaufnahme der geistigen internationalen Beziehungen nach dem Kriege dürfte nicht so schwer fallen, wie viele jetzt glauben. In England würde jedenfalls, das ist unsere sichere Überzeugung, der überwiegende Teil der Gelehrten sein äußerstes Tun, um die Einheit in der Welt der Wissenschaft wieder herzustellen. Die Leidenschaften, die der Krieg aufweckt, verschwinden mit außerordentlicher Schnelligkeit, wenn sie nicht länger benötigt werden, um das Wasser zu besorgen, teils weil deren biologischer Zweck erreicht ist, teils weil die anhaltende Fortdauer einer Empfindung körperliche Müdigkeit herbeiführt. Aus diesem Grunde ist es wahrscheinlich, daß, wenn der Krieg ein Ende nimmt, alle Nationen erteilen werden, daß ihre Feinde tapferer Leute sind, die, genau gesehen, keinen Haß verdienen. Wahrscheinlich werden die einzigen Unversöhnlichen ein paar alte Leute sein, die Paroxysmus mit Wasserlandschaften verwechseln."

Der Militärarzt in Weiß.

In den Verurteilungen der am Kriege beteiligten Armeen sind, wie bekannt, die Militärärzte und die Sanitätsmännchen mit einem ungewöhnlich starken Prozentsatz vertreten, obwohl man im Grunde annehmen möchte, daß der moderne Stellungskrieg das Leben der durch das Genfer Kreuz geschützten Offiziere und Mannschaften weniger bedrohe als die offene Feldschlacht. Die auffälligen Verluste ziffern des Sanitätsdienstes und die Gründe für die ungewöhnliche Erscheinung bilden das Thema von zwei Vorträgen, die der schwedische Arzt Dr. J. Gunot in diesen Tagen in Genf gehalten hat, und in denen er auf Grund der von französischen, englischen und belgischen Ärzten erhaltenen Auskünfte seiner Meinung Ausdruck gab, daß nicht zum wenigsten die Uniformierung der Militärärzte, die sich auf große Entfernungen von der Kleidung der Offiziere nicht unterscheiden läßt, für die starken Verluste verantwortlich zu machen sei. Die weitreichende Feuerwirkung der modernen Gewehre macht es ohne weiteres den Gedanken, den Ärzten und

Sanitätsmännchen eine Uniform zu geben, die sie selbst auf große Entfernungen als Angehörige des Sanitätsdienstes kenntlich mache, und die auch die Ausbreitung der schuldigen Schützen, daß sie den Arzt von den kämpfenden Truppen nicht unterscheiden könnten, hinfort machen müßte. Ein Präzedenzfall ist übrigens, wie der Redner weiter ausführte, bereits aus dem italienisch-französisch-österreichischen Kriege vom Jahre 1859 zu verzeichnen. Henri Dunant, der bekannte Begründer der Genfer Konvention, erzählt in seinem Buche "Eine Erinnerung an Solferino", mit dem er dem edlen Gedanken der Verwundetenfürsorge so bereitet Bahn gebrochen hat, daß ihn im Feldzuge alle Soldaten aus großer Entfernung erkannt und von anderen unterschieden hätten, dank seinem schneeweißen Anzug, der ihm den Epitheton der "Herr im Weiß" eingetragen hatte. Dr. Gunot empfiehlt, man solle dem Sanitätspersonal aller Armeen eine Uniform von gleicher Farbe geben, die auf weite Entfernung sichtbar ist. Am geeignetsten hält er für diese neue Sanitätsuniform einen weichen Anzug, dessen Vorderseite ein großes, weiches, leichtbares Kreuz zeige. Auch solle der Helm mit einem weichen Ueberzug versehen werden, der an Stelle der Regimentsnummer das Zeichen des roten Kreuzes trage.

Millionen und Milliarden.

Wir leben in einem Zeitalter der Millionenheere und der Milliardenkassen. Noch heute ist bei uns der Name Adam Riese, des Verfassers des ersten deutschen Rechenbuchs, untergefallen, der im Jahre 1559 in Annaberg im Erzgebirge als Vergewaltiger gestorben ist. Wir ahnen oft genug seinen Geist, wenn wir jemanden an richtiges Rechnen erinnern wollen. Sollte man es aber für möglich halten, daß Adam Riese noch nicht den Zahlenbegriff einer Million gekannt hat! Er umschrieb die Zahl immer recht schwerfällig mit Tausend mal Tausend. Das Wort "Million" ist italienischen Ursprungs; die Italiener, die einstmals den Deutschen gegenüber in manchen Dingen, besonders aber im Rechnen und anderen kaufmännischen Sachen weit voraus waren — was man von den heutigen Italienern in Bezug auf uns freilich nicht behaupten kann — gebrauchten schon im 13. Jahrhundert das Wort "il milione", das eigentlich "Großtausend" bedeutet, in seiner jetzigen Bedeutung: tausendmaltausend. Die dem Italiener eigene Endung -one ist eine Vergrößerungsendung. So bedeutet z. B. auch der "baloono" der Italiener eigentlich den großen Ballen, wobei das italienische Wort für Ballen "ballo" aus dem Deutschen stammt. Während wir nun heute das Wort "Ballon" französisch aussprechen, als ob es sich bei ihm um die französische Verkleinerungsendung -on handelte, verwendete Schiller im "Handschuh" noch die ursprüngliche italienische Form: Und um ihn die Großen der Krone — Und rings auf hohem Ballone. Wir dürfen also den Wiener nicht verspotten, wenn er das Wort "Ballon" am Schluß genau so wie das Wort "Million" ausspricht. Als sich im 18. Jahrhundert die Notwendigkeit ergab, auch für 1000 Millionen ein besonderes Wort anzugeben, waren die Italiener nicht mehr dazu berufen, dieses Wort zu erfinden. Die reichsten Leute wohnten damals in Frankreich, und so ist also das Wort "Le Milliard", das Ursprungswort unseres Wortes "die Milliarde" ein französisches Wort. Die 5 Milliarden Frank, die Frankreich im Jahre 1871 an uns als Kriegsschuldung zahlen mußte, waren der Anlaß, daß auch bei uns von Milliarden gesprochen wurde.

Kriegsabmachungen der alten Griechen.

Die angeblich bessere Menschlichkeit der Gegenwart könnte — so lesen wir in der "Athena" — vielleicht von den alten Griechen auch zur Kriegszeit noch etwas lernen. So geringen Umfanges das alte Hellas im Vergleich zu unseren maßgebenden Staaten war und wie klein seine Heere (z. B. Artika-Athen ein Gebiet von nur 40 Quadratmeilen mit etwa 1/2 Million Einwohnern und einem Truppenaufgebot zu Beginn des peloponnesischen Krieges von kaum 30 000 Mann), so waren doch Kämpfe, man möchte fast sagen blutige Fehden, unter ihnen überaus häufig. Und die Geschichte weiß von vielen Beispielen grausamer, schonungsloser Kriegsführung gegen einander. Jedoch finden sich auch höchst erheutliche Anklagen, im voraus für den Kriegsfall der Menschlichkeit ihr Recht zu sichern oder bestimmte Kampfregeln zu vereinbaren: Der Delphische Amphiktyonienbund, eine religiös-politische Vereinigung, verfolgte den ausgesprochenen Zweck, das Völkerrecht nach Möglichkeit aufrecht zu erhalten, Feindschaften untereinander entweder durch Schiedspruch zu beilegen oder wenigstens Vernichtungskriege untereinander unmöglich zu machen. Wie es denn in der Sage hieß, keine "amphiktyonische Stadt" zu zerstören, keiner das Trinkwasser abzuschneiden, und so ein Staat darüber handelt, sollen die übrigen gegen ihn zu Felde ziehen und ihn vertilgen. Ein anderes merkwürdiges Beispiel liefert die Uebereinkunft zwischen Chalkis und Eretria, zwei kleinen Landschaften der Insel Euböa. Als diese bisher guten Freunde und Nachbarn wegen Grenzstreitigkeiten sich entzweiten und zu den Waffen griffen, trafen sie die Vereinbarung, daß in dem bevorstehenden Kriege keinerlei aus der Ferne wirkende Waffen, wie Vögel, Schlangen und Wurfspeie, gebraucht werden sollten.

Damit war also die Entscheidung allein auf den Nahkampf, Mann gegen Mann, gestellt, der auch uns Deutschen, wie jüngst berichtet wurde, aus Osten wie Westen bestätigten, zum Glück noch "liegt". Als Siegeszeichen pflegten die Griechen ein Tropäon aufzurichten. Wer bei dem Feinde um Waffentruhe zur Besetzung der Toten nachsuchte, befand sich dadurch in einer Niederlage. Gefühl für Kriegsehre hatte darüber genaue Bestimmungen ausgebildet, die zum Teil wie völkerrichterlicher Brauch geachtet wurden. Um nun nicht die Erinnerung an erlittene Demütigung im Besiegten allzulange zu nähren und sein Nachgefühl, hatte sich, wie Plutarch berichtet, für Kriegshandeln der Hellenen untereinander der völkerrichterliche Brauch gebildet, Siegeszeichen nicht von Erz oder Stein, sondern nur von Holz auszuführen, wegen dessen Verletzung die Spartaner gegen Theben selbst Klage erheben konnten.

Alkoholfreie Getränke und ihre Verfälschung.

Hinsichtlich der alkoholfreien Getränke macht man immer wieder die Erfahrung, daß damit viel Unfug getrieben wird. Insbesondere ist dies der Fall mit dem Alkoholgehalt. Wie aus dem Bericht des chemischen Untersuchungsamtes der Stadt Dresden für 1914 hervorgeht, entsprach eine Anzahl der Proben nicht der an alkoholfreie Getränke gestellten Forderung eines Höchstgehaltes von 0,5 Raumteile v. H., und gerade bei den unverdünnten Fruchtäpfeln zeigte sich wegen nicht völliger Unterdrückung der Gärungsgärung oft eine Ueberschreitung dieser Grenze. Um diese an sich zu bevorzughenden Getränke nicht aus dem Handel zu verdrängen, wurde empfohlen, bei nicht allzuhoher Ueberschreitung von einer Beanstandung abzulassen. Ueber 1 v. H. Alkohol enthielten 7 Proben, von denen zwei Heidelbeermosse mit 3,60 v. H., ein Erdbeersaft mit 5,70 v. H. und ein Johannisbeersaft mit 6,14 v. H. Alkohol, offenbar aus völlig vergorenem Beerenwein bestanden, während ein Brombeer-Portwein mit 12,97 v. H. Alkohol noch überdies stark gespritzt war. Der Verkauf dieser Proben in den sogenannten alkoholfreien Wirtschaften war selbstredend zu unterlegen. Der Brombeerportwein wurde überdies auf Grund von § 10 des Weingesetzes beanstandet, denn er war mit einer Vorüberbindung bezeichnet, welche die Stoffe, aus denen er hergestellt war, nicht genügend kennzeichnete. — Ähnlich sieht es mit den Bowlen. Die als alkoholfreie Pfirsich-, Erdbeer-, Ananas- und Fruchtweinsbowle bezeichneten Erzeugnisse besaßen durchweg eine überaus mangelhafte Beschaffenheit und bestanden meist aus einer mit etwas Fruchtäther aromatisierten Zuckerlösung. Ueberdies wurden sie in der Regel zu überaus hohen Preisen verkauft. Trotzdem erlitten eine Beanstandung als "verfälscht" oder "nachgemacht" aussichtslos, weil über den Begriff der normalen Beschaffenheit noch keine Uebereinstimmung herrschen dürfte.

Notizen.

Landesbrotmarken. In Bayern wird der Sommervertrieb durch die Einführung der "Landesbrotmarken" bedeutend erleichtert. Diese Marken sind, den Freimarken gleich, in Heften geordnet und fügen sich in dieser Form willig den Geldbeuteln und Besuchskartentischen. Aus Bayern kann sich dieser sehr nützlichen Einrichtung der Landesbrotmarken rühmen, da der Reichskommissar die "Reichsmarken" abgelehnt hat.

Ein Mädchen mit zwei Köpfen wurde, wie die "Königsberger Allgemeine Zeitung" berichtet, vor einiger Zeit lebend in eine Königsberger Klinik aus der Provinz eingeliefert. Das Kind hat volle zwei Monate gelebt.

Alfred Journier. Vor etwa drei Monaten ist in Paris hochbetagt Alfred Journier gestorben, einer der hervorragendsten Forscher auf dem Gebiete der Haut- und Geschlechtskrankheiten. Über darüber hinaus war er auch einer der edelsten Menschenfreunde, der bei der Vorbeugung und Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten geradezu vorbildlich gewirkt hat. Die deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten widmet ihm in ihren Mitteilungen einen warmen Nachruf, in dem betont wird, daß Journier nur Journiers eigene Worte, aus dessen Worten zu entnehmen brauchte, um in den "Schiffbrüchigen" sein Bild als des menschenfreundlichen Arztes und weitblickenden sozialen Reformers zu zeichnen. Zum Schluß heißt es in diesem Nachruf: "Die ganze Menschheit trauert an seiner Bahre".

Eine Eisenbahnverbindung von 180 Kilometer Länge wird binnen kurzem den nordamerikanischen Kontinent mit der Insel Kuba verbinden. Vor einigen Jahren hat die Florida East Coast Railway Co. ihre an der Ostküste der Halbinsel Kuba entlang laufende Bahnlinie über die frühere Endstation Miami hinaus über die unter dem Namen Florida Keys bekannte, von Kuba nach Südwesten sich in etwa 250 Kilometer langem Bogen nach Westen erstreckende, aus über 100 Inseln bestehende Koralleninsellinie hinweg bis nach Key West weitergeführt, wobei die Zwischenräume zwischen den einzelnen Inseln durch gewaltige Betonbogensbrücken überwunden werden mußten. Nach dem "Prometheus" wird ein 107 Meter langes und 17,6 Meter breites Fährschiff von fast 7 Meter Seitenhöhe auf 4 Schienengleisen in der Key West ankommenden Eisenbahnzüge aufnehmen und sie über die etwa 180 Kilometer lange Strecke nach Kuba befördern.

Theater für Mittwoch, den 28. Juli.

Deutsches Künstler-Theater.
8 1/2 U.: Die Schöne vom Strand.

Deutsches Opernhaus Charlottbg.
8 Uhr: Der Bettelstudent.

Friedrich-Wilhelmstadt. Theater.
8 1/2 U.: Kyritz-Pyritz.

Gobr. Herrnfeld-Theater.
Sonabend, den 7. August: Wiedereröffnung und Premiere.

Kleines Theater.
8 1/2 U.: Ein kostbares Leben.

Lessing-Theater.
8 1/2 U.: Seine einzige Frau.

Lustspielhaus.
8 1/2 U.: Herrschafft. Diener gesucht.

Schiller-Th. Charlottenbg.
8 Uhr: Alt-Heidelberg.

Thalia-Theater.
8 1/2 U.: Eine verflixte Annonce.

Theater am Nollendorfpl.
8 1/2 U.: Immer feste druff!

Trianon-Theater.
8 1/2 U.: Hannemanns Nachfolger.

Palast
Täglich 8 Uhr.
Das lakonische Lustspiel
in 3 Akten von
Sant 3 1/2 U. & 8 Uhr.
und die weiteren Juli-Schlager.

Reichshallen-Theater.
Stettiner Sänger. Anf. 8 U.
Sum 176. Male:
Im Schützengraben
Militär. Zeit-
bild von Wesel.
Militärpersonen
u. deren Angehörigen
vollkommen
freier Zutritt zu
d. Stett. Sängern.

Wo? ist der schönste Ausflugsort?
Immer noch Pichelswerder,
an der neuen
Heerstraße

Deutscher Holzarbeiter-Verband
Verwaltung Berlin.
Tel.-Amt Reichplatz 10626, 3578. Bureau: Rungelstraße 30.

Branchen-Versammlungen:
Stellmacher.
Donnerstag, den 29. Juli, abends 8 1/2 Uhr,
im "Rosenthaler Hof", Rosenthaler Straße 11/12.
Tagesordnung:
1. Unsere Arbeitsverhältnisse. 2. Verbands- und Branchenangelegenheiten.

Korbmacher.
Donnerstag, den 29. Juli, abends 8 1/2 Uhr,
im "Gewerkschaftshaus", Engelauer 15, Saal 4.
Tagesordnung:
1. Die Neuordnung der Löhne in der Geflochtenen-Branchen. 2. Wahl eines Kollegen in die Zentralkommission. 3. Verschiedenes.
Die Ortsverwaltung.

Inferatenteil verantw.: Th. Gluck, Berlin, Druck u. Verlag: Vorwärts.

Verband der Sattler u. Portefeuller
Ortsverwaltung Berlin.

Achtung! Militärbranche!
Heute Mittwoch, den 28. Juli, abends 8 Uhr,
im Gewerkschaftshaus, Engelauer 15, Saal 3:
Vertrauensmänner-Versammlung

Tagesordnung:
1. Bericht der Vertrauensleute aus den einzelnen Werkstätten.
2. Ausgabe einer Statistik zur Ermittlung der jetzigen Mietpreise.
3. Verschiedenes.
Jede Werkstätte muß vertreten sein.
Pünktliches Erscheinen erwartet

158/1 Die Branchenleitung.

URANIA
Taubenstraße 48/49.
8 Uhr:
An den Grenzen von
Südtirol und Italien.

Rose-Theater.
8 1/2 Uhr: Die Fliegerbraut.
Gartenbühne: Lieb Vaterland

Walhalla-Theater.
8 Uhr: Von Stufe zu Stufe.
Gartenbühne: Vorstellung, Apollonäuger.

Volgt-Theater.
Badstr. 58. Badstr. 58.
Täglich:
Berlin wie's weint u. lacht.
Volksstück mit Gesang in 3 Aufzügen.
Erstklassiges Varieté
Kasseneröffnung 10 Uhr. Anf. 4 Uhr.

WINTERGARTEN
Nur noch kurze Zeit!
Guido Thielscher
„Venus im Grünen“.
Operette in 1 Akt v. Rud. Lothar.
Musik von Oskar Straus.
Mitwirkende:
Else Berna Lottie Wurmloster
Thalia-Theater, Berlin
Karl Bachmann Julius Spielmann
sowie der
vom Publikum und Presse
glänzend beurteilte
Juli-Spielplan.

In Freien Stunden
Die
Wochenzeitung für Arbeiterfamilien
Wöchentlich 1 Heft für 10 Pf.

Verantwortlicher Redakteur: Alfred Dieckmann, Neubölln. Für den

**Zentralverband der Töpfer und Berufs-
genossen Deutschlands.**
Filiale Groß-Berlin.
Am Donnerstag, den 29. Juli, im Gewerkschaftshaus,
Engelauer 15 (Saal 1):
Gründliche General-Versammlung.

Tagesordnung:
1. Bericht des Gesamtverbandes. 2. Diskussion. 3. Verschiedenes.
Anfang pünktlich 7 Uhr.
Um rege Beteiligung ersucht
Der Vorstand.

Berlin SO. 16.
H. & P. Uder, Engel-Ufer 5.
Tabak-Großhandlung und Tabakfabrik.
Spezialität: Nordhäuser Kautabak von
G. A. Hanewacker, Grimm & Triepel.
Stets frisch zu den äußersten Engrospreisen.
Amt Moritzpl. 3014.

Buchdruckerei u. Verlagshaus Paul Singer & Co., Berlin SW.